



Teilhabe fördern, Identifikation stärken

Die Renaissance der Tanzstädte

Von Gabriele Wittmann

„Is dance the ‚negro‘ of the arts?“ fragte jemand damals beim ersten Tanzkongress 2006 am Rande eines Panels über Postcolonial Studies. Hitzig wurde diskutiert, ob solche binären Begriffe nicht koloniales Denken bloß wieder reproduzieren und damit festschreiben, anstatt sie durch Verfahren der gender- und postcolonial studies eben kritisieren und hinterfragen zu wollen. Doch auch 2013 steht der Tanz – es hilft nichts – immer noch am unteren Ende der Hierarchie künstlerischer und gesellschaftlicher Wertigkeiten. Dabei bringt er doch Leben in die Städte – wäre er bloß besser sichtbar.

Kommt der Tanz in Stadtentwicklungskonzepten vor, und wenn ja, wie? Unter welchen Bedingungen arbeiten Choreografen für Kommunen? In seiner künstlerischen Funktion spiegelt der Tanz aktuelle Themen der Gesellschaft. Doch immer stärker erledigen Künstler auch soziale, pädagogische und therapeutische Aufgaben der Kommunen. Gerät all dies auch in das Bewusstsein der Öffentlichkeit? Das fragten sich nun beim dritten Tanzkongress Politiker und künstlerische Intendanten auf einer Podiumsdiskussion zur ‚Renaissance der Tanzstädte‘.

Aus dem Theater in die Stadt

Der Tanz als Sparte leistet inzwischen viel gesellschaftliche Arbeit außerhalb der festen Häuser, das wurde bei der Diskussion schnell deutlich. Die stellvertretende Ballettdirektorin Sabrina Sadowska berichtete aus Vorpommern, dass sie neben den inzwischen üblichen Schul-Projekten auch ein Sommertanzprojekt anbieten für Kinder, die nicht in Urlaub fahren können. Finanziert werde das von der Präventionsabteilung der Stadt. „Wir haben der Stadt gezeigt, was man machen kann“, so Sabrina Sadowska. Fortschritte sieht auch Kultursenatorin Barbara Kisseler in Hamburg: Immerhin seien die Jahre vorbei, in denen Kultur das erste war, was geopfert wurde. Vieles habe dazu beigetragen. Zum Beispiel, dass Kultur „rausgegangen ist aus den Räumen in die Stadt hinein.“ Und: „Die Intendanten sind frecher geworden.“ Und auch in Hamburg habe man festgestellt, dass Kultur inzwischen eine „Querschnittsaufgabe“ sei, die sich auch auf den Tanz ausgeweitet habe.

Am Theater und Orchester Heidelberg hat man die Kooperation mit der Freien Szene inzwischen geschafft, so sieht es Intendant Holger Schultze. Alle kennen in Heidelberg den Tanz. Wenn er einen Kollegen frage, ob er schon einmal ein Stück gesehen habe, dann winke der eher ab: „Nein – aber man hört ja Gutes.“ Sein Fazit: „Wenn das so ist, hat man schon viel erreicht.“

Identifikation vor Ort stärken

Barbara Kisseler berichtet, dass es in Hamburg in den vergangenen Jahren einen „riesigen Fortschritt“ gegeben habe, die Barrieren zwischen freier und institutioneller Szene zu öffnen. Es habe dabei viel Mühe gekostet, der Politik klar zu machen, dass Kultur mehr bedeute als die vom Stadtmarketing beworbenen Locations wie Musicaltheater, Reeperbahn und Hafen. Sondern dass noch ganz anderes stattfindet, und es um normale Bürger gehe, und um Inklusion. „Das ist doch viel billiger als jeder Sozialhaushalt“, das habe inzwischen auch der Bürgermeister eingesehen. „Politiker leben von Wahlperioden. Wenn denen klar wird, dass mit geringem Aufwand viel Resultat zu erzeugen ist, dann sind sie einverstanden.“ Und: „Man muss ihnen klarmachen: Wegsparen schmerzt noch viel länger.“

Hans-Bernhard Nordhoff pflichtet ihr bei. Als ehemaliger Frankfurter Kulturdezernent erinnert er sich an seine Anfänge: Vor zwanzig Jahren habe man den Tanz als weichen Standortfaktor erfunden, dabei sei er doch eigentlich ein harter Standortfaktor für die Kreativität, die daraus hervorgehe. Er fordert: Man muss Strukturen schaffen für die Freien Choreografen, damit sie einen Ort haben, und die gleichen Möglichkeiten wie an den festen Häusern. So wie am Mousonturm in Frankfurt. „Dann merken die Touristen auch, dass das wirkliche Leben in Frankfurt und Hamburg woanders stattfindet als an den Orten, die die Hochglanzbroschüren ankündigen.“ Wichtig sei auf jeden Fall, mitten in der Stadt zu sein, damit keine langen Wege entstünden, so Anna Vita, Ballettdirektorin am Theater Würzburg.

Holger Schultze empfiehlt: „Es geht um die Identifikation mit dem Publikum vor Ort, und das kann man nur vor Ort, nur dann wird Begeisterung entstehen können.“ Er selbst habe Tanz zunächst gar nicht gekannt, habe sich dann in vielen Ländern Produktionen angeschaut und entdeckt, welcher Reichtum in dieser Kunstform stecke. Man müsse Tanz-Zentren in den einzelnen Bundesländern schaffen, wo das Produzieren möglich ist. Und wo man „die Frau des Bürgermeisters überzeugen kann“, denn: „Viele kennen den Tanz einfach nicht.“

Teilhabe fällt nicht vom Himmel

Was wird in Zukunft wichtig sein? Barbara Kisseler empfiehlt erstens: identifizierbare Räume schaffen, die neben den festen Häusern explizit für den Tanz stehen. Zweitens: sich mit einem Netzwerk an Freunden, Zugewandten und Zuschauern fest in der Stadt verankern. In Hamburg funktioniere das, das zeigten die unzähligen Protestbriefe, die brave Bürger an den Oberbürgermeister gerichtet hatten, um Kürzungen vom Ballett abzuwenden. Diese Art von Netzwerken und Allianzen werde man in Zukunft noch viel stärker brauchen. Drittens sollten die Medien gestärkt werden: „Es würde helfen, wenn über diese gesellschaftsstabilisierende Kunstform Tanz auch berichtet würde“, meint Kisseler spitz, derzeit sei der Sachverstand jedoch „überschaubar“. Theaterkritik werde beispielsweise immer in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt, Tanzkritik müsse da endlich mitziehen.

„Was fehlt, das ist auch der Beruf des Tanzpädagogen, der vermittelt“, meint der Heidelberger Intendant Holger Schultze. Auch Jörg Mannes wünscht sich in Hannover mehr Unterstützung: „Die Compagnie erledigt die tanzpädagogische Arbeit zusätzlich. Wir experimentieren gerade, wo unsere Grenzen sind.“ Doch ist das wünschenswert? „Man muss als Künstler beweisen, dass man sozialverträglich ist“, bekräftigt Kisseler. Dabei müssten für die Arbeit auch mehr Querfinanzierungen denkbar werden, von Ressorts wie dem Schulsenator oder der Stadtentwicklungs- oder Sozialbehörde. Diese Aufgabe wird schwierig werden, denn die Ausgaben der Sozial- und Bildungshaushalte wachsen stetig an. Aber, so Kisseler: „Man kann nicht eine Wissensgesellschaft und eine Zunahme von Teilhabe fordern und dann erwarten, dass das alles vom Himmel fällt.“

Letztlich sind es immer einzelne Menschen, die fördern, erinnert Hans-Bernhard Nordhoff. „Es nützt überhaupt nichts, wenn etwas in einen Finanzplan gedruckt ist.“ Weil: Die Menschen setzen es um – oder aber auch nicht. Seine Erfahrung aus Aachen und Frankfurt: Wer ein klares Profil hat, hat bessere Chancen. Wer es so gut macht wie die anderen, der wird eher abgeschafft.

Tanz muss in die Satzung der Theater

Was muss sich ändern? Sabrina Sadowska erzählt, dass sie bei ihrem Einstand als Ballett-Direktoren in Greifswald erst einmal die Satzung des Theaters gelesen und festgestellt haben, dass das Wort ‚Tanz‘ darin nicht vorkommt. „Das wäre ein erster Schritt für die Bürger, dass ‚Tanz‘ in allen Städten in der Satzung der Theater steht.“ Holger Schultze wünscht sich, das Klagen umzudrehen und die „wunderbaren Strukturen“ in Deutschland positiv zu erkennen: „Jemand gibt Geld dafür, und was wir Künstler daraus machen ist unser Ding. Das sind doch tolle Strukturen, vielleicht muss man die nur besser nutzen?“ Der Begriff „Stadttheater“ verändere sich gerade, und mehr Kommunikation würde da gut tun.

Wie kann man erreichen, dass Stadträte nicht mehr mit Vorurteilen hantieren wie „Tanz ist kein richtiger Beruf“ oder „das sind die, die nix essen“? fragt Anna Vita aus Würzburg. Und Barbara Kisseler kontert: „Man begegnet schon viel Dummheit im Leben. Und es ist eine Daueraufgabe, gegen Dummheit anzugehen.“ Wichtig wäre es, den Tanz „eine Etage höher“ anzusiedeln. Bei der Initiative ‚Kultur macht stark‘ des Bundesbildungsministeriums etwa sei Geld geflossen, das „kaum jemanden im Kulturbereich erreicht hat“. Ärgerlich findet das Barbara Kisseler. Hätte man da bei Bund und Ländern eingreifen können? Ja. Aber: Behörden müssten üben, mehr miteinander zu arbeiten. „Da muss man sich in der Disziplin auf Marathon einstellen. Kurzläufe bringen da nichts.“